

Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de
sociologie = Swiss journal of sociology**

Band (Jahr): **42 (2016)**

Heft 3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Bachmann, Sascha: *Flucht vor der Zivilisation. Untersuchung gesellschaftlichen Aussteigens und zwanghafter Selbstverwirklichung*. Wiesbaden: Springer VS. 2016. 239 S.

In der spätmodernen Gesellschaft scheint der exzessive Individualismus oft mit dem Wunsch nach Flucht aus der Zivilisation einherzugehen. Zumindest kurz und befristet dem Alltäglichen zu entkommen, hat Konjunktur. Sascha Bachmann untersucht in seiner Dissertation Fluchtvorhaben vor der Zivilisation. Es geht um Eskapismus, welcher sich nicht in Freizeit- oder Outdoor-Aktivitäten erschöpft, sondern die gesellschaftliche Integration abzuschütteln sucht: ein «größtmögliches Entkommen», «eine Zivilisationsflucht auf Lebenszeit» (S. 15). Bachmann ist inspiriert von der Frage nach «denen, die es durchziehen» (S. 14). Für ihn ist relevant, wie zum einen ein Fluchtversuch sozial realisiert wird, und zum anderen welche Habitusstrukturen den Flüchtenden auszeichnen. Flucht bettet sich ausserdem praktisch wie auch methodologisch immer in soziale Beziehungen ein, die es zu untersuchen gilt. Bachmann verfolgt eine facettenreiche und detaillierte Untersuchung mit begrenzter Fallzahl. Zwei Personen bilden die Grundlage einer rekonstruktiven, an der Objektiven Hermeneutik und der Grounded Theory geschulten, Studie, um «ein erstes kultursoziologisches Verstehen des Phänomens der Zivilisationsflucht» (S. 16) zu erarbeiten.

Feinfühlig und sehr detailliert erarbeitet Bachmann die individuellen Fluchtgeschichten von «Hans Schulze» sowie «Gottlieb Stenger» und zeichnet deren biografische und sozialisatorische Prädispositionen nach. In Schulzes Fall rekonstruiert er drei Kategorien, welche seine «Position im Sozialen» als «innenorientierter Aussteiger», seine «Haltung zum Sozialen» als «idealisierte Individuierung» und seinen «Verlauf im Sozialen» als «alternativer Aufsteiger» (S. 100) deuten. Die sehr dichte Interpretation des Interviewmaterials und Bachmanns beständige Aufmerksamkeit für kontingente Nuancen der biografischen Erzählung veranschaulichen sehr ausdrucksstark die strukturellen Bedingungen, welche den Aussteiger zu seiner Flucht angetrieben haben und wie sie seinen Habitus reziprok prägen. Ein wiederkehrendes Bild ist das idealistisch gedachte «Arbeiten», welches der Autor als den «Idealismuss» (S. 51–56) bezeichnet. In diesem Kunstbegriff begegnen sich zum einen die idealen und ideellen Konzepte, welche als explizite Imperative wirken (S. 104).

Mit dem Fall von Gottlieb Stenger kontrastiert Bachmann die gewonnenen Fallstrukturhypothesen. Dieser lässt sich fremdstrukturieren. Wo der erste Fall eine exzessive Strukturierungswut an den Tag legt, erscheint dieser Fall als ein Spielball äusserer Umstände, Verhältnisse und Kräfte. Als erstes Merkmal sticht eine Form von Ambivalenz des Falles heraus, die zwischen «Lebenslust und -kunst» auf der einen sowie

«Sicherheit» (S. 132) durch bürgerliche Ideale von Erwerbstätigkeit sowie Familie auf der anderen Seite oszilliert. Der Fall lebt diese Ambivalenz als das bewusst gewählte Risiko und die eigenständige Absicherung. Der Autor beschreibt, wie sich der Fall verschiedener Strukturierungsverantwortungen entzieht, indem er beispielsweise als Chorleiter zwar dirigiert, aber die Organisation der Proben und Auftritte den Mitgliedern überlässt. In seiner Passivität «schafft sich der Fall eine Notlage» (S. 135), da er Handlungs- und Strukturierungsverantwortungen auf sich zukommen lässt. Hieraus resultiert auch der «Notausstieg» (S. 132), welcher den Aussteiger von einer Mietwohnung in einen (selbst gebauten) Bauwagen führt. Bachmann interpretiert dies als aktiv erlebte Passivität – «Gottlieb tut ›Nichtstun!‹» (S. 142). Zwänge erlebt er passiv: Strukturierung und Aufgabenteilung kommen von anderen. Der Ausstieg vollzieht sich für den Fall als eine Flucht vor Zivilisation, welche «Arbeiten und Geldverdienen im Besonderen sowie Zwang im Allgemeinen» (S. 140) darstellt. Bachmann verdeutlicht, wie Gottlieb im Ort seines Ausstiegs Risiken eingehen und sich in der Zivilisation absichern kann. In diesem Sinne schliesst Bachmann auch auf die Fallbezeichnung des «ambivalente[n] Aussteiger[s]» (S. 147), welcher in dieser falschen Schreibweise eine Leerstelle öffnet, welche korrigiert (Aussteiger) oder aufgefüllt (Aufsteiger) werden kann.

Der zweite Teil der Publikation widmet sich einer Bildung einer Theorie der Zivilisationsflucht. Hierzu dient Norbert Elias' Arbeit «Über den Prozess der Zivilisation» als Ausgangspunkt, um die Verbindung von Individuum und Gesellschaft zu erfassen und die «Zivilisationsflucht im Zusammenleben» (S. 150) herauszuschälen. Bachmann nutzt zwei Theorieelemente: soziale Interdependenz und soziale Zwänge. Diese kulminieren in einem spezifischen Habitus: So lebt der Fall in «Laborbeziehungen» (S. 155), in welchen, unter klinischen Bedingungen, Affekte latent bleiben und öffentliche, mittelbare Sozialbeziehungen über gelebte Ideale hergestellt

werden. Menschen, die in Beziehung zum Fall auftauchen, sind austauschbar aber unerlässlich, denn sie dienen einer Projektionsfläche der mit Affekten beladenen Idealisierungen – dem *Idealismus*. Strukturell ähnlich gestaltet sich der Fall von Gottlieb Stenger. Andere strukturieren ihn in der Zivilisation. Auch hier zeigt sich eine schwache affektive Resonanz. Bachmann schliesst darauf, dass die Erfüllung eines delegierten Lebens aus seiner sozialen Herkunft einfließt. Gottlieb richtet sich *in Relation* zu seiner Herkunft ein, die ihn in Form von Passivität weiter prägt, denn sein Vater hatte sein Leben bereits selbst delegiert. In Bezug auf die Zwänge konstatiert Bachmann, dass wesentlich die Qualität der Fremd- und Selbstkontrolle entscheidend ist, welche insbesondere Spontaneität unterdrückt. Hierfür sind jedoch *andere* Affekte notwendig.

In der Lebenspraxis beider Aussteiger kommt Bachmann zu dem Schluss, dass sie «nicht aus, sondern vor der Zivilisation» (S. 197) flüchten. Dies wird vor allem durch die aufrechterhaltenen sozialen Beziehungen deutlich, in denen sie sich weiterhin bewegen und welche den Zivilisationspol darstellen. Der Hang zur Flucht vor der Zivilisation findet sich – so argumentiert Bachmann – in der kompletten Biografie: Als Kinder wurden beide Fälle spezifisch sozialisiert und diese Form behielten sie bei und verstärkten sie. Sie fliehen «biographisch vor weiterer Zivilisierung» (S. 199). Diese Einsicht verbindet sich mit der Frage nach Ausstieg als sozialem Abstieg. Auch hier bewegen sich die Fälle entgegen der vermuteten Wirkrichtung. Die Zivilisationsflucht führt nicht zu einem «einfachen Leben», sondern zu einem Aufsteigen im Selbstbild.

Bachmann schliesst die Argumentation mit einem Verweis auf Elias' Gesellschaftsprozess und merkt an, dass die untersuchten Fluchten diesem nicht zuwiderlaufen, sondern «Besonderungen» (S. 230) darstellen. Hierin ebnet sich die Unterscheidung zwischen «Normal» und «Aussteiger» ein, da Letztere objektiv «lebenspraktisch nicht etwas Entscheidendes anders als die Menge der

«Normalen» (S. 230) machen. Insbesondere die Selbstverwirklichung und Emotionalität in den Sozialbeziehungen scheinen unmöglich zu sein für «(spät-)moderne Mönche», da die «Vehemenz ihrer Haltung zum Sozialen» sie von der «gesellschaftlichen Konkurrenz um Individualität» nicht ausnimmt. Es bleibt eine starke Ambivalenz zwischen der Rolle sozialer Kontakte und der Motivation von Flucht sowie ihrer Durchführung.

Bachmanns Analyse vermittelt einen intensiven Eindruck davon, wie alternative Lebensformen Formen von Identität und Selbstbeschreibung konstituieren und dabei latent auf Gesellschaft verweisen. Die unbefangene und offene Art, welche das methodische Vorgehen dieser Forschung kompromisslos einfordert, zeichnet ein deutliches Bild von der inhärenten Ambivalenz in den beiden Biografien. Zwar ist die Pathologisierungsfähigkeit des Themas methodologisch diskutiert, dennoch stellt sich in der Lektüre die Frage, inwieweit nicht soziologische Kategorien bereits latente Vorstellungen gesellschaftlicher Ordnung bereithalten und daher pathologisierend wirken. Eine Untersuchung von Zivilisationsflucht wäre dann durchaus «vorbelastet». An der Schnittstelle zwischen Soziologie und Sozialpsychologie werden Diskussionen kontrastiert, welche in den letzten Jahren durch Alain Ehrenbergs *Das erschöpfte Selbst* oder *Das Unbehagen in der Gesellschaft* angestoßen wurden. Gerade in der Offenlegung der gesellschaftlichen Selbstwerdungsimperative, die in den Aussteigerbiografien fortwirken, gelingt Sascha Bachmann ein überzeugendes Bild der Absetzungsbewegung von der Zivilisation, die mit grossem Erkenntnisgewinn aufwartet.

Yannick Kalff
 Institut für Soziologie
 Friedrich-Schiller-Universität Jena
 DE-07743 Jena
 yannick.kalff@uni-jena.de

Campiche, Roland J. & Afi Sika Kuzeawu :
Adultes aînés – Les oubliés de la formation.
 Lausanne : Antipodes. 2014. 172 p.

Cet ouvrage de Roland J. Campiche et Afi Sika Kuzeawu est un plaidoyer pour la formation tout au long de la vie au sens littéral du terme, c'est-à-dire jusqu'à la mort. Alors que le développement démographique vers une population vieillissante est un fait établi, le savoir sur les personnes âgées et leurs besoins reste faible ou stéréotypé. De plus, l'idée de la formation tout au long de la vie, y compris le temps après la retraite, n'est que peu connue hors des cercles d'experts. Le but de ce livre est tout d'abord la reconnaissance d'un lieu de formation pour les adultes aînés. Les institutions de référence sont les universités du troisième âge.

Son expérience comme président de l'Université des seniors du canton de Vaud a encouragé Roland J. Campiche à lancer un projet sur cette thématique. Cette implication personnelle s'exprime dans un style d'écriture assez exigeant, laissant une place à l'expression des émotions des auteurs. L'ouvrage ne s'adresse pas qu'au monde scientifique et vise à toucher un public plus large ainsi que les autorités politiques.

En six chapitres, ce livre se révèle comme une contribution utile au discours lié à la formation tout au long de la vie.

Les auteurs commencent par introduire au premier chapitre ce qui constitue selon eux les trois principaux défis à relever. Le premier est celui de la communication du modèle de la formation des adultes aînés comme moyen de stimulation pour son institutionnalisation. Le second défi consiste à séduire la part de la population qui n'est pas enthousiasmée par l'école. Le troisième défi est de réussir à articuler les spécificités d'une approche pédagogique centrée sur les compétences des personnes âgées.

Les chapitres deux et trois sont consacrés à l'identification du public cible de la formation continue. Bien que les auteurs situent celui-ci entre 60 et 85 ans, ils insistent sur la nécessité de relativiser la notion d'âge

chronologique. Les idées toutes faites limitent notre compréhension du vieillissement, souvent réduit à un processus de perte. Mais cette phase, débutant à la retraite, devrait au contraire être perçue comme un nouvel âge de la vie, qui ne se réduit pas à la dimension de la santé.

Plusieurs termes fréquemment utilisés pour évoquer l'étape du grand âge, tels que « vieux », « AVS », « retraités », sont perçus par ces personnes comme stigmatisants. Se rapportant à leur statut de citoyens responsables, les auteurs les appellent « adultes âgés ».

Les besoins de la formation continue sont notamment liés aux modes de vie, même si ces derniers sont en évolution constante. Dans le futur, ce groupe des adultes âgés sera de plus en plus constitué de la nombreuse génération des baby-boomers, marquée par la prospérité des années d'après-guerre en Suisse. Cette cohorte tend à être en meilleure santé à l'âge de la retraite que les cohortes précédentes. Leur art de vivre les rend plus actifs à la retraite, avec une plus grande disposition à l'apprentissage et à l'innovation. Selon les auteurs, la vieillesse est marquée par un tournant profond : le passage à la retraite n'est plus un événement fixe, mais il se présente comme un processus fluide, qui n'exclut ni la poursuite d'une activité professionnelle ni le début de nouvelles activités.

L'approfondissement de l'idée de la formation tout au long de la vie, abordée dans le quatrième chapitre, est la partie la plus appréciable du livre. Les auteurs font une récapitulation dense de cette idée, qui montre la complexité et la variabilité des termes et des concepts utilisés au fil du temps. Au début des années 1990, l'entrée des baby-boomers dans l'âge de la retraite donne une nouvelle dimension au vieillissement : la productivité. Du point de vue économique, la formation la vie durant est considérée comme prioritaire par les institutions internationales, afin de rendre l'Europe plus compétitive sur le marché mondial. La formation continue est ainsi célébrée comme une idée vitale qui permet aux adultes âgés de se maintenir en bonne santé physique et mentale. Le

profit économique serait alors double : d'un côté, la gymnastique intellectuelle permanente diminue le risque de maladies liées à l'âge (système cardiovasculaire, Alzheimer, etc.) et réduit du même coup les dépenses publiques de santé. De l'autre, les adultes âgés en bonne forme peuvent investir leurs ressources en faveur de la société, notamment leur temps, de manière directe ou indirecte (famille, volontariat, etc.). Outre cet aspect économique, les adultes âgés peuvent tirer profit de la formation continue en ce qu'elle permet des contacts sociaux et des échanges intergénérationnels qui les rendent moins isolés. La formation tout au long de la vie n'est plus seulement accolée à l'activité professionnelle, mais elle contribue également à la réalisation de soi jusqu'à la mort.

Le cinquième chapitre examine les universités du troisième âge du monde occidental. Les neuf universités du troisième âge en Suisse ont, dans l'ensemble, un niveau de formation académique et un mode de fonctionnement largement inspiré de l'université traditionnelle, ce qui comprend aussi des subventions sous forme d'argent ou de services. La comparaison des universités du troisième âge suisses montre une grande diversité, qu'il s'agisse de l'échelon organisationnel, de la mise en œuvre des activités, des participants, ou encore des moyens financiers. Ce fait découle d'une certaine hétérogénéité en termes d'histoire de création et de canton d'origine. De la description enthousiaste que les auteurs font de la démarche des *Osher Lifelong Learning Institutes* aux Etats-Unis, il ressort deux points : créées comme projet privé, ces institutions sont aujourd'hui financées par le mécénat. Malgré des points de départ inégaux, l'attitude respectueuse des responsables vis-à-vis des expériences acquises par des adultes âgés devrait inspirer la réflexion sur la mise en pratique et la politique relatives aux universités du troisième âge européennes.

Afin d'aborder la formation continue dans une perspective psychopédagogique, le dernier chapitre est le seul à avoir été rédigé par trois autres auteurs : Jacques Lanarès, San-

drine Fellay Morante et Denis Berthiaume. Les auteurs rappellent que les capacités intellectuelles ne diminuent pas avec l'âge, mais qu'elles sont simplement ralenties. Le vieillissement peut fragiliser l'apprentissage, mais il ne doit pas être considéré comme un obstacle insurmontable. Au contraire, ils mettent l'accent sur le rôle social essentiel joué par la formation, qui contribue à maintenir les capacités intellectuelles des adultes âgés et leur sentiment de faire partie de la société. Une pédagogie tenant compte des besoins particuliers des adultes âgés serait à développer selon ces auteurs.

Cet ouvrage réclame fortement la présence des adultes âgés dans la formation. L'institutionnalisation d'un espace de formation ainsi qu'une pédagogie adaptée sont encore freinées par la représentation de la retraite comme un temps de « *dolce far niente* », et par la conviction d'une incompatibilité entre vieillesse et formation. Ces deux défis sont bien exposés par les auteurs. Par contre, le défi social de séduire la part de la population réticente à l'idée de la formation continue pour les âgés reste malheureusement peu abordé. Comme il fallait s'y attendre, l'intérêt de poursuivre une formation après la retraite correspond au mieux aux milieux favorisés en matière de formation¹. Même si le nombre de personnes intéressées par l'apprentissage va augmenter du simple fait de l'arrivée de la génération des baby-boomers, les auteurs doivent confesser que ce défi social reste le plus difficile à relever.

En somme, l'argument le plus fort pour la formation tout au long de la vie demeure le double profit économique pour la société en ayant des retraités en bonne forme d'une part, et de profiter de leur contribution active d'autre part. De plus, la possibilité de continuer la formation jusqu'à la mort pourrait devenir pour les adultes âgés un moyen

d'épanouissement personnel en réduisant le sentiment d'inutilité à la société.

Martina von Arx
Département de Sociologie
Université de Genève
martina.von-arx@etu.unige.ch

Dubuis, Alexandre : *Grands brûlés de la face. Epreuves et luttes pour la reconnaissance*. Lausanne : Antipodes. 2014. 348 p.

A travers ce livre, issu de sa thèse de doctorat, Alexandre Dubuis nous invite à percevoir la brûlure grave à partir d'une réflexion sociologique. En Suisse, la médiatisation de la brûlure n'est jamais axée sur le vécu des grands brûlés, mais elle se concentre davantage sur les avancées médicales en matière de soins. De ce fait, il existe peu de données sur le vécu et la qualité de vie des grands brûlés après la sortie de l'hôpital. Il a semblé nécessaire à l'auteur de ne plus considérer la brûlure grave comme une problématique spécifique à la médecine mais bien de l'amener dans le giron de la sociologie. Dans la préface, Nicolas Dodier précise que l'ouvrage vient combler un manque important (ce qui lui semble aujourd'hui indispensable) dans le champ de la sociologie de la brûlure.

L'auteur introduit son ouvrage avec des exemples tirés de fictions et de récits médiatisés. Dans les fictions, le destin des protagonistes brûlés se confond avec celui d'autres personnages atteints à la face pour cause de maladie ou de malformation.

« L'étiologie de l'atteinte importe peu, tant l'accent est mis sur la visibilité permanente des séquelles et des difformités » (p. 316). Dans les fictions ou histoires médiatisées, ces personnages sont représentés comme des monstres qui, pour « vivre en paix », ont comme unique solution soit de vivre reclus, loin de toute interaction sociale, soit de trouver le repos dans la mort ou le suicide. Une première question est

1 Meyer Schweizer, Ruth, Ben Jann, Laurence Brandenberger et Simon Hugli. 2013. *Enquête 2012 auprès des membres des Universités des seniors en Suisse*. Berne: Institut de Sociologie, Université de Berne.

posée au lecteur : comment peut-on vivre avec un visage défiguré ? Tout au long de sa recherche, Alexandre Dubuis nous explique pourquoi il est aussi difficile de vivre dans la société actuelle avec une atteinte à la face. Dans les premières pages, il pose les questions auxquelles il va tenter de répondre tout au long de sa recherche : comment des personnes défigurées perçoivent-elles l'impression qu'elles produisent chez les autres ? Comment l'apprehendent-elles ? Et aussi, comment la gèrent-elles ?

Pour répondre à ces questions, l'auteur divise son livre en cinq chapitres bien distincts, rendant ainsi la lecture agréable et fluide. Les réponses à ses questions ne sont pas un point de vue « inventé » par la théorie, mais élaboré à partir des récits de vie des grands brûlés de la face que l'auteur a essentiellement récoltés lors des dix-huit entretiens semi-directifs effectués dans le cadre de cette recherche longitudinale.

Au fil des chapitres, l'auteur nous emmène dans l'univers de la brûlure grave à travers trois périodes qui rapprochent le lecteur de ce que peut vivre un grand brûlé.

La période initiale est présentée dans le premier chapitre. Dubuis expose les aspects médicaux et psychologiques qui dominent habituellement le champ de la brûlure pour que le lecteur comprenne les répercussions physiques et identitaires d'une brûlure grave. Ceci afin de mettre en avant la légitimité d'une réflexion sociologique dans ce domaine. Le chercheur décrit clairement les étapes de la prise en charge d'un grand brûlé en initiant le lecteur profane au jargon médical utilisé. Dans cette période, le grand brûlé est plongé dans un coma artificiel durant plusieurs semaines afin d'éviter les supplices dus à la douleur des brûlures et des soins prodigués.

La période secondaire est expliquée dans le second chapitre. Elle commence lorsque l'accidenté sort du coma et qu'il doit à nouveau exister et se découvrir. Le grand brûlé prend conscience de ce qui lui est arrivé et de sa nouvelle apparence. Il doit alors exister à nouveau et se reconnaître. Se reconnaître

est une étape psychologiquement difficile et douloureuse pour l'accidenté. L'hospitalisation peut durer plus d'une année ; l'hôpital devient alors un lieu sécurisé où le grand brûlé apprend à se reconnaître et à revivre. Dans ce second chapitre, l'auteur aborde « l'épreuve » ainsi vécue par le grand brûlé.

La période tertiaire, analysée dans les trois derniers chapitres, est la période sur laquelle l'auteur a choisi de centrer sa recherche. C'est le moment où le grand brûlé sort d'un lieu sécurisé (l'hôpital) pour vivre dans un lieu non sécurisé (la ville). Les interactions sont au centre du troisième chapitre. Les réactions de gêne et de malaise auxquelles sont confrontés les grands brûlés sont analysées dans la veine des travaux d'Erving Goffman à travers le concept d'« inconfort interactionnel ». L'inconfort interactionnel fait émerger deux thématiques centrales de la recherche : celle de la visibilité et celle de la reconnaissance. L'auteur présente les divers apprentissages mis en place par les grands brûlés pour gérer ces interactions d'inconfort. Les deux derniers chapitres abordent la lutte « contre », qui est expliquée comme une lutte se vivant dans des situations concrètes de confrontation à la différence corporelle (par exemple, lutter contre l'humiliation) et la lutte « pour », qui consiste à faire reconnaître la souffrance vécue ; une souffrance morale.

En effet, une fois dehors, le grand brûlé vit l'exclusion et le rejet. Il est confronté aux regards, aux jugements et, parfois, aux insultes. Le stigmaté est alors abordé en désignant les grands brûlés comme des « stigmatisés faciaux ». L'auteur emprunte à Goffman (1996 [1975]) le concept de « stigmaté des monstruosité du corps » pour entamer son analyse. Il nous présente la typologie de Goffman différenciant les discrédités et les discréditables. Dubuis se demande alors si les « stigmatisés faciaux par brûlure sont contraints d'accomplir (et à faire accomplir) à leurs interlocuteurs un certain travail d'interprétation » (p. 72). Pour apporter des réponses, il emprunte une méthodologie différente de celle de Goffman en s'appuyant sur des travaux de la sociologie

de la reconnaissance (notamment Axel Honneth et Olivier Voirol).

Dans les récits de vie, la notion de l'avant et l'après-brûlure (phase post-brûlure) apparaît de manière récurrente dans chacun des chapitres. En s'appuyant sur les travaux de Ricœur (1985; 1996 [1990]), Dubuis aborde l'importance de l'identité narrative pour montrer que «derrière cette mise en récit se construit une identité narrative qui assure la jonction entre un avant et un après l'accident.» (p. 23). Cette jonction permet alors au grand brûlé de se reconnaître et d'être reconnu; ce qui amène l'auteur à se pencher sur l'identité. La brûlure grave du visage détruit tout signe de reconnaissance avec le visage «d'avant». Dans certains cas, le grand brûlé est uniquement reconnu grâce à sa voix, qui souvent n'a pas changé. Il arrive régulièrement que les grands brûlés de la face doivent refaire leur carte d'identité. Les diverses amputations auxquelles l'accidenté est soumis ne lui permettent plus de reconnaître son corps. La place du corps et de la peau dans les interactions, au sein de la société d'aujourd'hui, sont deux dimensions largement étudiées dans ce livre et nourries par les travaux du psychanalyste Didier Anzieu.

L'une des particularités de cette recherche est que l'auteur a souhaité qu'elle permette au lecteur de faire un apprentissage en étant «contraint» d'endosser la perspective de celui qui est regardé en rupture soudaine avec celle, plus habituelle, de ceux qui regardent. C'est pour cela qu'il a donné une place centrale aux récits de vie. Cela explique probablement pourquoi il a fait le choix de ne pas s'intéresser davantage au vécu des proches des concernés. Une approche par l'entourage aurait toutefois permis de mettre en évidence un autre combat: celui de vivre avec un grand brûlé.

Pour conclure, ce travail met l'accent sur les habiletés interactionnelles et les compétences qui permettent au grand brûlé de ne pas être méprisé. Durant sa recherche, l'auteur s'aperçoit qu'à sa connaissance, aucun grand brûlé ne vit reclus chez lui, loin de toute interaction sociale. Ceci amène Alexandre Dubuis à avancer que chaque

grand brûlé de la face vit, dans son quotidien, de nombreuses épreuves et luttes pour la reconnaissance. Il constate qu'«avec les années, les gens trouvent des parades» (p. 89).

Cette recherche se veut militante. L'auteur milite pour un droit à la reconnaissance et un droit à la différence. Ce livre parlera ainsi non seulement aux personnes atteintes de la face et leur entourage, mais aussi à toute personne intéressée par la thématique de la reconnaissance. Dans une société qui se veut parfaite, ce livre bouscule les représentations de la normalité et de la déviance physique.

Il aurait été néanmoins intéressant d'approfondir la notion de «handicap» causé par une brûlure grave. Différents points de vue sont proposés et appuyés par des auteurs reconnus dans ce domaine. Alexandre Dubuis choisit de retenir le concept de «handicap d'apparence» pour parler des brûlures graves de la face. Il serait intéressant d'approfondir cette notion de handicap et se demander si la brûlure est réellement un handicap ou si ce n'est pas plutôt le monde dans lequel nous vivons qui en constitue un.

Références bibliographiques

- Goffman, Erving. 1996 [1975]. *Stigmate. Les usages sociaux du handicap*. Paris: Editions de Minuit.
- Ricœur, Paul. 1985. *Temps et récit III. Le temps raconté*. Paris: Seuil.
- Ricœur, Paul. 1996 [1990]. *Soi-même comme un autre*. Paris: Seuil.

*Alizée Lenggenhager
Département de sociologie
Université de Genève
CH-1205 Genève
alinee.lenggenhager@etu.unige.ch*

Guissé, Ibrahima & Claudio Bolzman : *Étudiants du Sud et internationalisation des hautes écoles : entre illusions et espoirs. Un parcours du combattant vers la qualification et l'emploi*. Genève : ies éditions. 2015. 236 p.

Ibrahima Guissé et Claudio Bolzman sont deux sociologues s'intéressant respectivement aux questions de migration et de développement, et aux questions de parcours de vie, de politiques d'immigration et de politiques sociales. Les deux chercheurs ont su combiner leurs expertises afin de produire un ouvrage qui met en lumière les difficultés majeures que rencontrent les étudiants du Sud (africains et latino-américains) dans leur projet migratoire vers la Suisse.

Leur recherche s'inscrit dans une dynamique où les questions de migration et de développement suscitent de plus en plus d'intérêt dans les débats internationaux. De ce fait, les auteurs ont mis en exergue le paradoxe des politiques de migration qui, d'une part, encouragent la circulation des migrants potentiellement qualifiés, et de l'autre, rendent difficile leur installation durable. La question de la cohérence de ces politiques est ainsi posée.

Trois grandes parties structurent cet ouvrage : la première partie présente, à travers deux chapitres, les aspects théoriques et méthodologiques de la recherche, la deuxième partie, divisée en sept chapitres, renseigne sur les conditions d'émergence du projet migratoire des étudiants et de leur situation sociale une fois arrivée en Suisse et enfin la troisième partie expose dans un chapitre les différentes perspectives qui s'ouvrent aux étudiants après l'obtention du diplôme.

Cette publication est issue de travaux empiriques réalisés en 2006–2008 et 2012, portant sur des étudiants, puis des diplômés africains et latino-américains ayant suivi une formation dans le cadre de la Haute école spécialisée de Suisse occidentale (HES-SO). Des témoignages extraits des entretiens menés par les deux chercheurs donnent au livre un caractère vivant.

Dans un premier temps, prendre la décision de migrer se fait souvent au vu d'une pluralité de facteurs complexes, parmi lesquels un pari sur l'avenir impliquant un calcul des coûts, risques et gains, qu'une telle décision pourrait avoir. Pour les étudiants du Sud, la frustration concernant la mise en œuvre de leurs aspirations dans leur pays et une fascination globale pour les pays occidentaux semblent être des motivations les poussant à migrer vers ces pays. Même si ce choix se fait souvent librement, la famille et les réseaux sociaux jouent un rôle de premier plan dans le projet migratoire. En effet, ce sont eux qui vont porter matériellement le projet, avant le départ et durant les premiers mois de l'arrivée de l'étudiant dans le pays de résidence. De l'intention de partir, à laquelle correspond la demande d'admission à une HES, à l'obtention du diplôme, les étudiants du Sud passent par différentes étapes, aussi stressantes qu'incertaines. Ces dernières ont une influence sur leurs études, leur vie quotidienne et leurs projets d'avenir. Il faut noter que, même si les étudiants du Sud partagent l'avis de partir, différentes logiques sous-tendent ce choix. L'analyse des caractéristiques du parcours de chaque étudiant a permis aux deux chercheurs de dégager une typologie différenciant trois catégories d'étudiants : les « préparés », les « aventuriers » et les « transportés ». Les « préparés » sont caractérisés par une homologie de la formation initiale dans leur pays et de celle qu'ils aspirent à suivre en Suisse, ainsi que par la forte présence de leur famille dans le processus de migration. Les « aventuriers » sont motivés par la découverte et l'ouverture. Ils ont moins de pressions sociales et moins d'obligations vis-à-vis de leur famille. Les « transportés » sont ceux qui migrent sans grande motivation. Ils partent parfois avec leurs familles ou après un événement majeur dans leur pays d'origine comme une catastrophe naturelle ou une crise politique. Cette catégorie est assez représentée chez les étudiants latino-américains.

En outre, dans ce livre, Bolzman et Guissé mettent en lumière les différentes

stratégies que les étudiants du Sud mettent en place, dans leur quotidien, pour surmonter les contraintes conjoncturelles et structurelles liées à la précarité de leur statut juridique et de leurs conditions socio-économiques. A titre d'exemple, la question de l'octroi, du renouvellement et du changement de statut du titre de séjour peut, à elle seule, résumer toutes les contraintes liées aux incertitudes, pressions, doutes, attentes, sentiments d'appartenance, perspectives d'avenir, que vivent les étudiants appartenant à ce que les politiques suisses appellent le « cercle extérieur ». Cette double précarité est au cœur de ce que les auteurs définissent comme « un parcours de combattant vers la qualification et l'emploi ». En ce sens, les ressources et opportunités qui pourraient être mobilisés par ces étudiants extra-européens diffèrent selon leurs origines et leurs domaines d'études. L'accessibilité de ces ressources, outre d'influencer leurs conditions socio-économiques, peut avoir un impact déterminant sur l'évolution de leur projet, c'est-à-dire leurs performances académiques et, plus largement, leurs investissements sur la construction de leur employabilité.

Enfin, dès lors qu'ils ont leur diplôme en poche, d'autres facteurs plus ou moins contraignants viennent miner les espérances de ces étudiants. Rester en Suisse pour continuer des études et, éventuellement, trouver du travail, migrer vers d'autres pays ou rentrer « chez soi », chacun dépeint un avenir probable, mais tous caressent l'espoir d'intégrer le marché de l'emploi pour faire valoir leurs acquis et avoir une vie meilleure avec leur famille.

En définitive, cet ouvrage de Guissé et Bolzman a un aspect édifiant pour les étudiants extra-européens qui souhaitent venir en Suisse. De plus, les auteurs mettent en lumière le paradoxe présent dans le marché de l'emploi. Effectivement, le nouveau cadre législatif suisse est favorable à l'accès du marché de l'emploi aux diplômés extra-européens. Toutefois, cette volonté ne se traduit pas dans les faits. Ainsi, le postulat selon lequel la Suisse serait un pourvoyeur

de migrants qualifiés et qu'elle a formés, se traduit en réalité par une désillusion, car les employeurs adaptent difficilement leur politique de recrutement à ce postulat. Cette ouverture du marché de l'emploi ne serait qu'un mirage qui disparaît devant ces étudiants du « cercle extérieur ». Cependant, puisque les auteurs ont mené cette étude auprès d'étudiants en HES-SO, nous pourrions nous demander ce qu'il en est pour les étudiants extra-européens des Universités : rencontrent-ils les mêmes difficultés ou ont-ils plus ou moins d'opportunités ?

Pour conclure, les recommandations assez pertinentes exposées à la fin de l'ouvrage pourraient, d'une part, aider les décideurs politiques et les professionnels à mieux conjuguer politiques migratoires et reconnaissance, voire valorisation du potentiel des migrants. D'autre part, elles pourraient simplifier et rendre profitables les rapports entre les migrants et les pouvoirs publics locaux. En somme, cela éviterait un *brainwaste*, c'est-à-dire un gaspillage de ressources humaines, autant pour les pays d'origine que pour la Suisse, et pour les migrants qui ont investi dans leur projet migratoire.

Ndéye Ndao
Département de sociologie
Université de Genève
CH-1205 Genève
ndeye.ndao@etu.unige.ch

Hevenstone, Debra: *The American Myth of Markets in Social Policy. Ideological Roots of Inequality*. New York: Palgrave Macmillan. 2015. 296 S.

Das Buch ist eine sehr lohnenswerte Lektüre für alle, die sich nicht nur für den US-amerikanischen Sozialstaat, sondern auch für ländervergleichende Sozialpolitikforschung interessieren. Die in den USA aufgewachsene Autorin Debra Hevenstone weilte 2007 und 2008 in der Schweiz (an der ETH Zürich), um ihre Promotion (University of Michigan)

in Soziologie und Public Policy abzuschließen. Seit 2011 ist sie Senior Researcher an der Universität Bern, und seit 2013 ist sie in derselben Funktion auch an der Universität Zürich tätig. Das Buch richtet sich nicht nur an spezialisierte FachkollegInnen, sondern an ein breiteres Publikum. Es ist in gut verständlicher Sprache geschrieben. Immer wieder präsentiert Debra Hevenstone Beispiele aus ihrer persönlichen Erfahrung und Berufstätigkeit (sie war 15 Jahre lang in verschiedenen Sozialpolitikbereichen tätig), um das Verständnis der mitunter etwas komplexen und trockenen Materie zu erleichtern. Im Fokus des Buchs steht die US-amerikanische Sozialpolitik. Aber die Autorin führt immer wieder Bezüge auf andere Länder in die Diskussion ein. Der Schweiz kommt diesbezüglich eine privilegierte Stellung zu: Dies liegt zum einen daran, dass Debra Hevenstone die schweizerische Sozialpolitik aufgrund ihrer Aufenthalte hierzulande besonders gut kennt. Darüber hinaus erweisen sich Vergleiche zwischen den USA und der Schweiz als besonders lohnenswert, weil die beiden Länder ähnliche politische Traditionen aufweisen (liberale Sozialpolitik, Föderalismus), aber dennoch zum Teil bedeutende Unterschiede in wichtigen Sozialpolitikbereichen zum Tragen bringen.

Der attraktiv formulierte Titel des Buchs mag manche LeserInnen etwas in die Irre führen. Debra Hevenstone reiht sich keineswegs ein in Argumentationslinien der Ideologiekritik, wie sie etwa aus (neo)marxistischen Strömungen oder in der Tradition der Frankfurter Schule bekannt und bewährt sind. Ihre Herangehensweise ans Thema ist sehr nüchtern, pragmatisch und letztlich deskriptiv. Sie will nicht so sehr erklären, wie und warum es zum amerikanischen Markt-Mythos kommt und welche Machtinteressen hinter dieser sich so rational gebenden, in Tat und Wahrheit aber oft irrationale Ergebnisse hervorbringenden Politik verborgen sind. Vielmehr geht es ihr darum zu beschreiben, wie in den unterschiedlichsten Politikbereichen ein Festhalten an Leitbildern des Marktes, der Wahlfreiheit oder der bürgerfreundlichen Lokalpolitik (im Gegensatz zur

Zentralbürokratie auf Bundesebene) immer wieder dazu führt, dass Politikziele nicht oder nur schlecht erreicht werden. Sie verzichtet zugleich darauf, eine umfassende Alternative zur Marktorientierung vorzuschlagen: Vielmehr zeichnet sie das Idealbild einer kontinuierlichen, demokratischen und aufgeklärten politischen Diskussion über Ziele, Werte und Ergebnisse der Sozialpolitik, die je nach Problemstellung und Ausgangslage zu unterschiedlichen Lösungen in den einzelnen Politikbereichen führt.

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert, die mit Theorie (I) und Politik (II) überschrieben sind. Im ersten Kapitel führt Debra Hevenstone mit Bezug auf John Dewey in die Tradition der US-amerikanischen pragmatischen Philosophie ein. Sie will hier ein ideales Modell skizzieren, wie eine kontinuierliche aufgeklärte Diskussion unter Einbezug möglichst vieler betroffener BürgerInnen sozialpolitische Ziele definieren und Politik in einem endlosen Prozess anpassen und verbessern kann. Von entscheidender Bedeutung ist dabei die Berücksichtigung von Evaluationen und weiteren Untersuchungen, aus denen sich Erkenntnisse über Möglichkeiten zur Optimierung politischer Massnahmen gewinnen lassen. Die Autorin ist sich der Tatsache bewusst, dass die politische Realität diesem Idealbild aus der pragmatischen Philosophie nur selten nahe kommt. Die Gründe dafür sind vielfältig. Angesprochen werden hier Spaltungslinien in der US-amerikanischen Gesellschaft, die eine Kommunikation zwischen Klassen und Gruppen (bzw. die Teilnahme am politischen Prozess überhaupt) erschweren, sowie die dramatische Schwächung der Gewerkschaften als Indikator dafür, dass bestimmte Bevölkerungsgruppen an Einfluss verloren haben. Die Reflexion des Abstands zwischen Idealbild und Realität fällt etwas unsystematisch und schwach aus, steht aber – wie oben erwähnt – bewusst nicht im Zentrum des vorliegenden Buchs.

Das zweite Kapitel entfaltet die Schlüsselbegriffe des Buchs. Hier beschreibt Debra Hevenstone die verschiedenen Spielarten marktorientierter Sozialpolitik und die Prob-

leme, die mit diesen verbunden sind. Sie unterscheidet zwei Typen von Pseudomärkten. Wenn der Staat nichtstaatliche Institutionen finanziert, um sozialpolitische Massnahmen umzusetzen, spricht sie von Pseudomärkten auf der organisationalen Ebene. Wenn der Staat den BürgerInnen Gutscheine gibt, um sozialpolitische Angebote einzukaufen, spricht sie von Pseudomärkten auf der individuellen Ebene. Beide Formen sind in den USA weit verbreitet, aber auch in zahlreichen anderen Ländern zu finden. Hinzu kommen weitere Formen marktorientierter Sozialpolitik, etwa indem der Staat Anreize setzt, um private Institutionen (zum Beispiel Unternehmen oder Immobilienfirmen) zu einem sozialpolitisch erwünschten Verhalten zu animieren. Debra Hevenstone zeigt auf, dass Sozialpolitik oftmals auf unrealistischen oder sich sogar widersprechenden Annahmen über die Verhaltensrationalität ihrer Zielgruppen beruht. Und sie vertritt überzeugend die Position, dass das Primat der Lokalpolitik im föderalistischen Staat ebenso sehr ein ideologisches Totschlagargument ist wie die immer wieder beschworene Marktorientierung. In diesem Kapitel wird deutlich, dass die Autorin letztlich eine immanente Kritik an der US-amerikanischen Sozialpolitik führt: Gerade wenn wir dem Weg des amerikanischen Pragmatismus, Empirismus und Individualismus folgen, so ihr Argument, lässt sich die Behauptung, dass Märkte und Lokalpolitik an sich besser sind als Staat und zentralisierte Politik, nicht aufrecht erhalten.

Teil II des Buchs diskutiert das Problem des Markt-Mythos in ausgewählten Politikbereichen. Debra Hevenstone gliedert diesen Teil sehr gut in vier Kapitel auf der Basis der Idee, dass es verschiedene Ebenen der Sozialpolitik gibt und politische Versäumnisse oder Defizite von einer auf die nächste Ebene durchschlagen. Als grundlegendste Ebene betrachtet sie die Arbeitsmarktpolitik. In diesem Kapitel geht sie auf Lohn- und Familienpolitik ebenso ein wie auf die oft wenig überzeugenden Versuche, Unternehmen durch Anreize zu einem sozialpolitisch erwünschten Verhalten zu animieren. Das

folgende Kapitel ist den Sozialversicherungen gewidmet, das heisst Feldern der Sozialpolitik, die Risiken absichern, die sich mit der Arbeitsmarktpolitik allein nicht in den Griff kriegen lassen. Die Abschnitte zum Gesundheitswesen und zur Altersvorsorge bieten sehr interessante Vergleiche zwischen den USA und der Schweiz dar. In beiden Ländern spielen private Versicherer eine Schlüsselrolle, aber das schweizerische Modell zeichnet sich durch eine universellere Abdeckung (obligatorische Versicherung) sowie eine stärkere politische Regulierung aus. Im dritten Kapitel des zweiten Teils, das sich mit bedarfsabhängigen Sozialleistungen für spezifische Zielgruppen auseinandersetzt, hätte sich der Leser eine kleine Einführung zum Finalitätsprinzip in der Sozialhilfe im Gegensatz zum Kausalitätsprinzip der Sozialversicherungen gewünscht. Sehr interessant ist der ausführliche Abschnitt zur Wohnpolitik mit einem Vergleich zwischen der US-amerikanischen und der europäischen Tradition der Wohngenossenschaften, für die erneut die Schweiz (bzw. die Stadt Zürich) als Beispiel herangezogen wird. Das letzte Kapitel dieses Teils befasst sich mit Politiken, die auf die Änderung individueller Verhaltensweisen zielen (Gesundheit, Belästigung, Diskriminierung u. a.).

Wer dieses Buch liest, braucht nicht den Glauben der Autorin an die Möglichkeit zu teilen, Ergebnisse politischer Massnahmen objektiv und aus der Sicht eines real existierenden Gemeinwohls messen zu können, um ihre Analysen interessant zu finden. Auch für jemanden wie den Verfasser dieser Zeilen, der dem methodologischen Individualismus kritisch gegenübersteht, ist es relevant und anregend zu lesen, wie sich eine immanente Kritik an der marktorientierten Sozialpolitik führen lässt. Wie so oft sind auch bei diesem Buch die Stärken zugleich Schwächen: Es fehlt eine Reflexion über den Staat, über den Markt, über Macht, Öffentlichkeit, Menschenführung und vieles anderes mehr. Aber der nüchterne und transparente Ansatz von Debra Hevenstone fördert Erkenntnisse zu Tage, die sich auch in anderer theoretischer

Perspektivierung als hilfreich und weiterführend erweisen können.

Peter Streckeisen
Seminar für Soziologie
Universität Basel
CH-4051 Basel
p.streckeisen@unibas.ch

Lafontaine, Céline : *Le corps-marché. La marchandisation de la vie humaine à l'ère de la bioéconomie*. Paris : Editions du Seuil. 2014. 267 p.

Professeure et sociologue des enjeux culturels et éthiques vis-à-vis des biotechnologies et avancées médicales, Céline Lafontaine entreprend d'établir avec ce livre « une vaste introduction aux enjeux de la bioéconomie du corps humain » (p. 14). En empruntant à l'OCDE, elle définit la bioéconomie ainsi : « [L]'application des biotechnologies « à la production primaire, à la santé et à l'industrie » afin d'accroître la productivité économique » (p. 12). Lafontaine prend comme point de départ l'affirmation que la vie humaine, contrairement à ce qu'on aimerait croire, est dorénavant inscrite dans une économie capitaliste, globalisée et néo-libérale ; laquelle lui fixe un prix précis. Autrement dit, la valeur financière de la vie humaine, ou *la vie en elle-même*, est assujettie à des mécanismes économiques et déterminants qui s'appliquent inégalement aux corps humains. Par conséquent, certaines vies vaudraient plus que d'autres dans cette bioéconomie.

Lafontaine démontre comment, dans ce système d'échanges, nos corps et les décisions que nous prenons vis-à-vis de notre santé, décisions à première vue personnelles et intimes, s'inscrivent dans toute une série de dispositifs et d'enjeux socio-historiques qui s'avèrent déterminants pour – mais qui sont néanmoins véhiculés par – le corps biologique et ces nouvelles conceptions biotechniques. Cependant, l'auteure n'aborde pas cette problématique à travers une optique strictement

économique puisqu'elle s'appuie également sur une approche sociologique lorsqu'elle « cherche à comprendre les enjeux sociaux, politiques et culturels d'une nouvelle forme de mise en valeur du corps humain » (p. 14). L'intérêt de cet ouvrage tient donc à un dialogue pluridisciplinaire, qui combine des repères théoriques dans divers domaines, notamment les sciences sociales et politiques de la médecine, l'éthique biomédicale ainsi que les études féministes et de genre.

Le livre est divisé en cinq chapitres. Le premier sert à introduire les supports théoriques et historiques de la bioéconomie « caractérisée par une nouvelle forme d'appropriation technoscientifique du corps humain et de ses produits » (p. 18). Une appropriation qui, d'après Lafontaine, est apparue au tournant des années 1970, lorsque les Etats-Unis ont abandonné l'étalon-or. L'instauration de cette bioéconomie se construit parallèlement à deux phénomènes qui s'influencent mutuellement : d'un côté, l'établissement d'un *culte de la santé parfaite* trouvant ses racines dans une idéologie néolibérale et individualiste et, de l'autre, les avancées biomédicales en croissance qui permettent, de manière inédite, d'extraire, de manipuler et de reproduire les tissus, cellules et produits corporels mis au service du *corps-marché*. En effet, le deuxième chapitre traite de ce *recyclage* des parties corporelles, dites *bio-objets*, lesquelles sont utilisées « au profit d'une utilisation technoscientifique » (p. 86) et mettent en question la subjectivité humaine ; la vitalité de ces objets, en existant à l'extérieur du corps où ils peuvent être échangés et commercialisés, dépasse ainsi ses limites corporelles originales. Suivant ce fil, le chapitre suivant révèle comment ce système d'échanges fonctionne avec une préférence pour un langage prônant *le don* au nom du progrès biomédical et ayant comme résultat un processus de camouflage des divers mécanismes économiques et éthiques du système. Particulièrement rendues moins visibles par ce camouflage langagier sont les cas d'exploitation. Lafontaine élabore davantage sur ce sujet dans son quatrième

chapitre en reconsidérant le corps féminin. Dans un monde où la biotechnologie permet l'extraction et le stockage des ovules et du sang menstruel ainsi que la manipulation des cellules souches, le corps féminin est maintenant vu comme source, non plus seulement de reproduction biologique, mais aussi de régénération corporelle via l'utilisation des produits qui en ont été extraits. En effet, ce chapitre stimulant se veut une critique, largement réussie, d'un féminisme ayant une conception strictement discursive du corps féminin et ignorant sa réalité et ses dimensions biologiques. Cet avant-dernier chapitre se termine en insistant sur le fait que les femmes sont, à la fois, au cœur de la bioéconomie, en lubrifiant l'engrenage de son fonctionnement matériel par la mise en ressource des produits corporels féminins, et « [s]es plus fidèles représentantes » en tant que clientes (p. 200). Lafontaine explique dans le dernier chapitre ce processus de *dédoublément entre corps-objet et corps-sujet*, ce qui correspondrait à la double capacité d'exploiter les *bio-objets* de nos corps et de profiter de la biotechnologie croissante. Pour ce faire, ce chapitre réfléchit sur les questions théoriques et éthiques posées par la participation des corps, de manière volontaire ou non, au travail clinique en discutant comment les résultats de ce travail sont mis au service de la bioéconomie.

Si l'argumentation du livre vis-à-vis de l'impact de la bioéconomie sur la valeur de la vie humaine s'avère rigoureuse et pertinente, une contextualisation moins causale dans la présentation aurait pourtant été souhaitable concernant le constat que « l'abandon de l'étalon-or et la dématérialisation des échanges monétaires au tournant des années soixante-dix ont coïncidé historiquement avec l'apparition de la bioéconomie » (p. 18). Présenté ainsi en mettant l'accent sur cet événement historique, ce postulat pourrait faire croire à une causalité, qui n'est ni explicitée, ni réfutée, entre l'abandon de l'étalon-or et l'apparition de la bioéconomie. Certes, l'auteure souligne la complexité de la question en historicisant ce moment clé, mais

elle donne néanmoins des exemples à travers le livre indiquant que, au contraire d'une brusque apparition de la bioéconomie, les jalons de la bioéconomie se posaient déjà (je pense au chapitre deux où Lafontaine parle des origines de la médecine moderne) bien avant sa cristallisation lors des années 1970.

Cela dit, la grande force du livre réside dans sa description des enjeux sociopolitiques de la biotechnologie, qui jouent des rôles conséquents dans l'exacerbation, mais aussi dans la création, des inégalités vis-à-vis de la valeur de la vie humaine. Pour cela, la critique féministe stimulante du quatrième chapitre vaut la peine d'être lue par tout-e lecteur-trice s'intéressant aux études de genre et féministes. Comme le constate son auteure, le livre remplit également une lacune linguistique en apportant des éléments sur la bioéconomie, souvent abordés en anglais, à un lectorat francophone. En effet, Céline Lafontaine propose des traductions de la terminologie et des concepts qui sont au cœur des *science studies*. De plus, elle parvient avec cet ouvrage, grâce à un travail bibliographique très riche, explicatif et synthétique, à fournir une introduction aux mécanismes composant la bioéconomie. Dense, mais néanmoins clair, ce livre permettra aux chercheuses et chercheurs de stimuler leur réflexion théorique sur la corporalité contemporaine.

Michael Deml
Département de Sociologie
Université de Genève
CH-1205 Genève
michaeldeml@gmail.com

Leemann, Regula J., Christian Imdorf, Justin J.W. Powell & Michael Sertl (Hrsg.): *Die Organisation von Bildung: Soziologische Analysen zu Schule, Berufsbildung, Hochschule und Weiterbildung*. Weinheim: Beltz Juventa. 2016. 352 S.

In einer sich rasant ändernden sozialen Welt gilt Bildung zunehmend als Schlüssel für in-

dividuellen Lebenserfolg und gesellschaftliche Teilhabe, wie auch für die Innovations- und Wettbewerbsfähigkeit ganzer Nationen. Bildungsorganisationen sind in diesem Zusammenhang omnipräsent und müssen sich ständig wandelnden Herausforderungen stellen. Umso bemerkenswerter ist es, dass die Bildungssoziologie im deutschsprachigen Raum – mit Ausnahme der Hochschulforschung – organisationspezifische Ansätze bisher meist eher nachrangig behandelt hat. Es ist deshalb begrüßenswert, dass der vorliegende Band unter dem Oberthema «Die Organisation von Bildung» diese Perspektive explizit aufgreift und eine ganze Reihe aktueller bildungs- und organisationssoziologischer Studien in systematischer Form präsentiert. Ziel des Bandes ist es, aktuelle Forschungsarbeiten zum Verständnis von organisierter Bildung und Bildungsorganisationen zusammenzuführen und dieses Forschungsfeld dem deutschsprachigen Publikum zu erschliessen. Grundlage für den Band ist eine wissenschaftliche Tagung, die im Juni 2014 von den drei bildungssoziologischen Sektionen der Deutschen, Schweizerischen und Österreichischen Gesellschaften für Soziologie unter dem Titel «Organizing Education. Sociological Approaches, Analyses and Findings» in Basel ausgetragen wurde.

Struktur und Gliederung des Bandes orientieren sich an den drei zentralen Bildungsbereichen «Schule» (*Radtke; Brosziewski; Hangartner/Svaton; Emmerich; Maier; Röhl*), «Berufsausbildung und Weiterbildung» (*Imdorf/Berner/Gonon; Seiterle; Dollhausen*), sowie «Hochschule und akademische Laufbahn» (*Denzler; Shaw/Lenartowicz; Sokolov; Doolan/Košutić/Barada; Schwarz/Teichmann*). Die Beiträge zu letzterem Themenfeld wurden zum Teil auf Englisch verfasst, um zu gewährleisten, dass auch neueste Forschungsergebnisse aus dem nicht deutschen Sprachraum integriert werden konnten. Den drei thematischen Schwerpunkten vorausgestellt ist ein allgemein-konzeptioneller Teil, in dem das zentrale Verhältnis von Organisation und Bildung aus bildungssoziologischer (*Rosenmund*) und organisationssoziologischer

(*Hasse*) Sicht beleuchtet wird. Insgesamt steht in dem Band der länderübergreifende Dialog zwischen jüngeren und etablierten Forscherinnen und Forschern im Vordergrund, um so innovativen Ansätzen und neusten Befunden möglichst viel Raum zu bieten. Eingerahmt, verortet und verknüpft werden die unterschiedlichen Beiträge durch eine gelungene und kompakte Einleitung der Herausgeberin und der Herausgeber.

Als Querschnittsthemen über alle Bildungsbereiche hinweg werden relevante Fragestellungen etwa zum Thema der Inklusion, Exklusion und Ungleichheitsproduktion durch Bildungsorganisationen und zur Institutionalisierung und Transformation von Bildungsorganisationen sowie ihrer Steuerung behandelt. Aufgrund der Breite, Tiefe und Vielfalt der vorliegenden Beiträge würde eine ausführliche Behandlung der einzelnen Kapitel an dieser Stelle den Rahmen sprengen. Zu den vielen wertvollen Anregungen für eine organisationstheoretisch informierte Bildungssoziologie zählt beispielsweise die Betonung von *tertiären* Effekten in der Produktion von sozialen Ungleichheiten und damit die Feststellung, dass Ungleichheiten neben dem familiären Sozialisationsmilieu (primäre Effekte) und Elternentscheidungen (sekundäre Effekte) auch in den Mikroprozessen, der Kultur und internen Logik von Bildungsorganisationen generiert und gerechtfertigt werden. Weiterhin wird in verschiedenen Beiträgen aufgezeigt, wie sich innerorganisationale Entscheidungsprozesse gegenwärtig verändern. Besonders relevant erscheint in diesem Zusammenhang das sich wandelnde Verhältnis von *Bildungsorganisation* auf der einen Seite und *Profession* auf der anderen Seite. So wird festgestellt, dass sich im Zuge des Bedeutungsgewinns des New Public Management-Steuerungsmodells in Bildungsorganisationen der Einfluss des Managements relativ zu dem der Lehrenden stark zu Gunsten ersterer Gruppe verschoben und die Profession somit an Autonomie verloren hat. Die spezifische Organisationsförmigkeit von Bildungseinrichtungen als Sozialisationsinstanzen befindet sich somit im Wandel.

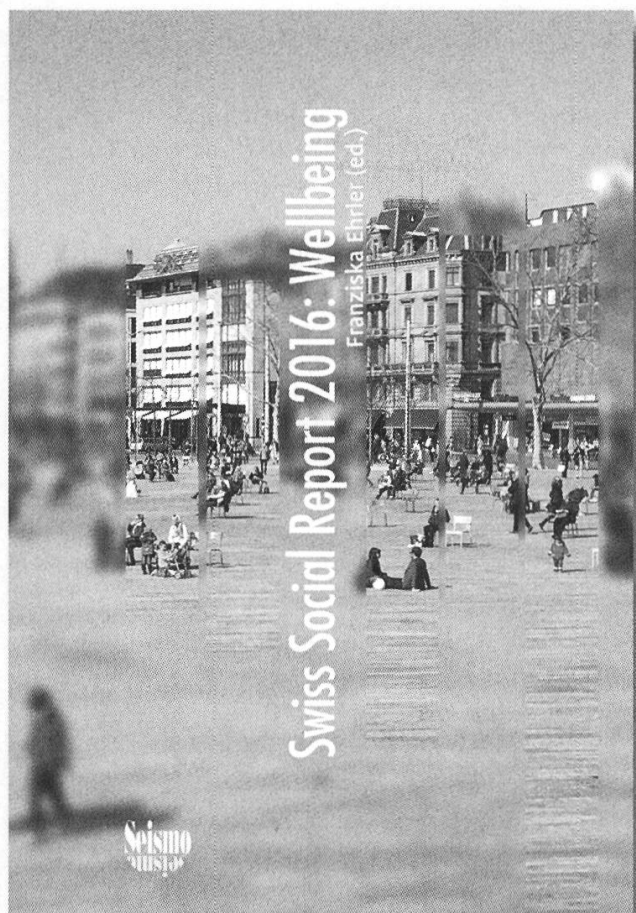
Allerdings bietet der Band auch Hinweise, wie heutzutage über alternative Formen der Organisation von Bildung nachgedacht werden kann und verschreibt sich insgesamt einem offenen, pluralen Zugang zur Analyse des dynamischen Verhältnisses von Bildung und Organisation. Nicht zuletzt verweisen die diversen Studien auf das Spektrum von soziologischen Theorien und empirischen Zugängen, mit denen verschiedene Fragestellungen rund um die Organisation von Bildung bearbeitet werden können.

Der Band regt zum Nachdenken und zur Exploration weiterführender Fragestellungen an. So könnte in einem nächsten Schritt untersucht werden, ob sich für die untersuchten Bereiche des Bildungssystems (Schule, Berufsbildung und Weiterbildung, Hochschule und akademische Laufbahn) womöglich jeweils spezifische Muster im Verhältnis von Bildung und Organisation ergeben. Ange deutet wird dies von Raimund Hasse für die Organisationsfelder Schule und Universität – und liesse sich dementsprechend auch für weitere Vergleichsfälle erwarten. Mit Blick auf den Bereich der (dualen) Berufsbildung und der Fokussierung der entsprechenden Beiträge auf den deutschsprachigen Kulturraum mit seiner traditionell korporatistisch geprägten Governancestruktur eröffnet sich zudem die spannende Frage, ob hier im internationalen Vergleich von einem idiosynkratischem Verhältnis von Bildung und Organisationen gesprochen werden kann. Dies würde gegebenenfalls eine Weiterentwicklung der bislang vor allem am amerikanischen Fall entwickelten organisationssoziologischen Ansätze

erfordern. Wenn Moritz Rosenmund betont, dass die beiden legitimsten konzeptionellen Modelle in der Bildungssoziologie derzeit das *nationalstaatlich verfasste Bildungssystem* sowie die *Schule als Organisationsform* sind, so legt dies nahe, dass beide Modelle in weiterführender Forschung insbesondere auch in ihrer Verschränkung und Wechselwirkung analysiert werden können.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der vorliegende Band in gelungener Weise vielfältige Analysen zusammenführt, welche mit einem soziologischen Fokus Fragen der Bildung und deren Organisation bearbeiten. Es wird dabei umfassend diskutiert, wie unterschiedliche Typen von Bildungsorganisationen entstehen, funktionieren und sich weiterentwickeln. Gleichzeitig werden organisatorische Prozesse beleuchtet, die zur systematischen Reproduktion sozialer Ungleichheiten beitragen. Das Buch «Die Organisation von Bildung» ist somit besonders empfehlenswert für alle Leserinnen und Leser, die ein umfassendes Verständnis der vielversprechenden theoretischen und methodischen Zugänge zur Analyse des dynamischen Verhältnisses von Bildung und Organisation gewinnen möchten.

Lukas Graf
Universität St. Gallen
Leading House “Governance in Vocational
and Professional Education and Training”
(GOVPET)
CH-9000 St. Gallen
lukas.graf@unisg.ch



Felix Bühlmann, Franziska Ehrler, Peter Farago,
François Höpflinger, Dominique Joye, Pasqualina
Perrig-Chiello, Christian Suter (eds.)

Swiss Social Report 2016: Wellbeing

318 pages, ISBN 978-3-03777-171-6, SFr. 42.—/Euro 38.—

Based on systematically prepared data and indicators, the Social Report 2016 provides information about the current status and development trends in Swiss society. This issue focuses on wellbeing: How satisfied are the Swiss with their social living conditions and their financial situation? Does religion still play a role in the search for a meaningful life? What impact do social developments such as the rise in divorce rates have on the wellbeing of the affected people? Does political participation make people happy? Are impoverished people less satisfied with life than the wealthy? Does increasing mobility in work and leisure time have a positive or negative effect on wellbeing?

In addition to a selection of 75 indicators on these and other topics, the Social Report contains five analytically oriented in-depth articles that focus on wellbeing and address the following topics: income and social contacts, dissociation from religion, wellbeing and poverty, political participation, as well as environment as a health factor.

The Social Report 2016 is rooted in the tradition of earlier editions. These have been completely updated and supplemented with new indicators. The

data is graphically presented and available in electronic form on the website www.socialreport.ch. The Swiss Social Report 2016 is also available in French and German under the titles **Rapport social 2016** and **Sozialbericht 2016**.

Felix Bühlmann, Professor of Sociology at the University of Lausanne.

Franziska Ehrler, Editor-in-chief of the Social Report at the Swiss Centre of Expertise in the Social Sciences FORS in Lausanne.

Peter Farago, Professor Emeritus at the University of Lausanne and Founding Director of the Swiss Centre of Expertise in the Social Sciences FORS in Lausanne.

François Höpflinger, Professor Emeritus of Sociology and member of the steering group of the Centre for Gerontology at the University of Zurich.

Dominique Joye, Professor of Sociology at the University of Lausanne.

Pasqualina Perrig-Chiello, Professor of Psychology at the University of Bern.

Christian Suter, Professor of Sociology at the University of Neuchâtel.